

Fürsorglich arbeiten

Gute Arbeit in der Perspektive Evangelischer Sozialethik

Gerhard Wegner

Zusammenfassung:

Evangelische Auffassungen von guter Arbeit resultieren aus religiösen Grunderfahrungen, in denen sich die menschliche Person als an Gottes Wirklichkeit beteiligt und damit fundamental von Angst und Sorge befreit erlebt. In der Arbeit realisiert sie ihr auf diese Weise transzendental konstituiertes Selbst (theologisch ausgedrückt: ihre Berufung). Die Vision ist die einer befreiten Arbeit, in der die Arbeitenden ihre Charismen entfalten und so zum Ganzen beitragen können. Dem entsprechen Arbeitshaltungen, in denen Achtsamkeit, Fürsorge und letztlich Liebe zum Tragen kommen können. Die Arbeitsbedingungen sollten deswegen so gestaltet sein, dass sie der kommunikativen Selbstverwirklichung der Menschen möglichst große reale Möglichkeiten einräumen. Aus diesen Bestimmungen folgen produktiv-kritische Bewertungen der gegenwärtigen Entwicklungen in der Arbeitswelt.

Als Max Weber Anfang des 20. Jahrhunderts die historische Symbiose von spezifischen Formen protestantischer Arbeitsethik und dem Geist des Kapitalismus beschrieben hat, waren die ursprünglich alles einfärbenden religiösen Rahmungen von Arbeit schon lange weitgehend aus der Öffentlichkeit verschwunden. Das hat sich bis heute nicht geändert. Nur noch in einigen Arbeitsbereichen mit gewissen „archaischen“ Beständen (Handwerk, Landwirtschaft, manche Professionen) erhalten sich Reste einer betont religiösen Verantwortungsethik alten Stils. Dies teilt die Kategorie der Arbeit mit dem Verständnis des Berufs, der heute zwar sprachlich immer noch an Berufung erinnert (allerdings kaum noch an die Berufung durch Gott), aber faktisch längst dieses Begründungszusammenhangs überflüssig geworden ist (Vergl zum Ganzen grundlegend: Meireis 2008, Wendland 1971).

Webers Behauptung, dass der Kapitalismus nach seinem Sieg der „Eierschalen der Religion“ nicht mehr bedürfe, scheint sich zumindest in der Arbeitswelt geradezu überwältigend erfüllt zu haben.

Arbeitsalltag und Erfahrung der Fülle

Aber tatsächlich kann auch heute der Ausgangspunkt für die Beantwortung der Frage nach den Konturen einer protestantischen Auffassung von Arbeit nur ein religiöser sein. Arbeit ist in dieser „Beleuchtung“ ein wichtiger Teilaspekt einer umgreifenden religiösen Grundierung der Existenz. Sie, und das ist für die Behandlung unseres Themas von großer Bedeutung, erwächst wie jede religiöse Existenzbestimmung, aus der Erfahrung einer Differenz von „Alltag“ und eines „Ergriffenseins“ von Gottes Wirklichkeit. Diese Differenz kann sehr verschieden zum Tragen kommen und sich in kleinen und großen Überschreitungen des Alltäglichen niederschlagen. In der Regel wird sie mit Wahrnehmungen der Fülle, der Aufgehobenheit, Geborgenheit und eines ultimativen Sinnes verbunden. Bei dieser Erfahrungsform handelt es sich allerdings nicht – wie man vielleicht meinen könnte – um irgendwelche Formen von theologischer Geheimwissenschaft oder nicht beschreibbarer mystischer Ekstase (obwohl dies auch heuristisch wichtige Formen sein können), sondern um durchaus plausibel darstellbare Wahrnehmungsformen, die durch Differenzen zu anderen Weltansichten gekennzeichnet sind.

Mit Alltag ist ausdrücklich gerade der „Arbeitsalltag“ gemeint. Denn Arbeit ist über seine „Zweckbindung an Daseinsfürsorge, die Sicherstellung materieller und ideeller Reproduktionsressourcen ... (als) Auseinandersetzung mit der Natur und des Menschen mit dem Menschen ... (als) produzierende und zerstörende Tätigkeit“ (Schmidt 2011, S. 412) als der grundlegende Raum der Artikulation der Sorge um das eigene Wohlergehen definiert. Neuerdings hat diese Sichtweise der große amerikanische Religionssoziologe Robert N. Bellah (Bellah 2011) umfassend herausgearbeitet. Unter Bezugnahme auf Alfred Schütz' phänomenologischen Analysen und Heideggers Philosophie macht er plausibel, wie sehr das tägliche Leben fundamental auf eben dieser Sorge (bzw. auf der Angst) basiert und sich diese Grundstruktur insbesondere in der „alltäglichen Arbeitswelt“ niederschlägt. Um

die Sorgen „zu bewältigen“ – faktisch allerdings auch um die Ängste zur Produktivitätssteigerung nutzen und sie so faktisch dauernd zu reproduzieren – dominieren in der Moderne in vielen Formen der Organisation der Arbeitswelt instrumentelle rationale Beziehungen (Zweckrationalität), die diese Welt frei von spezifischen subjektiven Sinnbestimmungen (und entsprechenden „Störungen“) halten sollen. Man darf sich, Niklas Luhmann paraphrasierend, während der Arbeit nicht durch sich selbst stören lassen. Insbesondere in Formen der seit knapp hundert Jahren nicht aus der Welt zu schaffenden tayloristisch-fordistischen Arbeitsorganisation hat sich dies Bestreben auf Kosten des Menschlichen geradezu bis zum Exzess gesteigert. Redet man von säkularer Rationalität, so steht der Bezug auf diese spezifische Form einer inhumanen Organisation der Arbeit stets im Raum. Allein dies sollte dazu führen, den Rationalitätsparadigmen nicht das Feld zu überlassen.

„Gegen“ diese Welt der alltäglichen Sorgenreproduktion steht jedoch die religiöse Welt, die durch die Inklusion der Person in einen großen, übergreifenden Sinnzusammenhang gekennzeichnet ist, in dem sie Erfahrungen der Fülle, der Aufgehobenheit und des überwältigenden Sinnzuspruchs machen kann. Während die alltägliche Angst dazu führt, alle möglichen Tätigkeiten anzustrengen, um die sich immer wieder reproduzierende fundamentale Sorge um sich selbst zu bewältigen, artikuliert die religiöse Sicht Erfahrungen der Ganzheit und der Aufgehobenheit des Ichs in einer, Gottes, übergreifender Wirklichkeit. Die alltägliche Welt operiert letztlich mit mechanischen Antworten auf Angst und Sorge und untergräbt auf diese Weise immer wieder eine wirkliche Autonomie der Menschen jenseits von Angst und Sorge. Das religiöse Grundgefühl rahmt jedoch das alltägliche Leben - und so gerade auch die Arbeit als ihres zentralen Bereichs – auf eine Weise, das es als in sich selbst bedeutungsvoll und wertvoll erscheint. In ihr verwirklicht sich das Selbst der Person und es ist folglich ganz und gar kein Mittel zum Zweck. In ihr hat die Person Anteil an der gesamten Schöpfung und ist Teil einer größeren, umfassenden Wirklichkeit. Die Sorge wird nicht aus der Welt geschafft, aber sie verliert ihren existentiellen Schrecken. Die Motivation zur Arbeit wäre dann nicht länger die Angst, sondern könnte die Liebe werden.

Bellah bringt dieses Grundgefühl in seinem Buch sehr schnell mit dem berühmten Flow-Phänomen von Mihaly Csikszentmihalyi (Csikszentmihalyi 2000) in Zusammenhang. Und in der Tat sind die Parallelen verblüffend. Im Flow erlebt der Mensch die Arbeit nicht als Gegenüber, als vor ihm liegende und ihn fordernde Anstrengung sondern sich selbst und die Arbeit als Teil eines großen Energieflusses, der alles trägt. Die Erfahrung ist: Nicht ich arbeite – sondern es arbeitet mit mir. Das Flow macht deutlich: Es geht in der religiösen Selbstwahrnehmung von Menschen um die Erfahrung der Teilhabe an einem gespürten Ganzen, durch das die Daten der „Objektivität“ und Empirie überstiegen und durchscheinbar auf transzendente Größe wie Gott oder Christus werden können. Alles wird zum Symbol. Grundlegend für solche Erfahrungen sind Momente des Einheitserlebens, des Erlebens der Fülle und der umfassenden Befriedigung, Erfahrungen, dass nichts verlorengeht und Menschen mit sich selbst in der Schöpfung Gottes beschenkt sind. Diese religiöse Grunderfahrung realisiert sich vor allem in der Teilhabe an der großen Geschichte der spezifischen Religion bzw. in unserem Fall des christlichen Glaubens, in den sich die Person einbezogen fühlt.

Hans Joas hat diese Struktur in seinen Studien über Wertebildungen (Joas 1999) und religiöse Welterfahrung (Joas 2007) vor allem mit dem Begriff der Ergriffenheit erfasst. Wertebindungen werden in der Form eines „Ich kann nicht anders“ erlebt. Sie stellen „von außen“ gesehen eine Einschränkung unserer Freiheit dar, werden aber als das genaue Gegenteil erlebt: „als höchsten Ausdruck unserer Freiwilligkeit“ (Joas 1999, S. 16 u.ö.) Ebenso ist religiöse Existenzbestimmung durch ein Ergriffensein von einer transzendenten Wirklichkeit: der Wirklichkeit Gottes gekennzeichnet. Dieses Ergriffensein führt zu spezifischen Bewusstseinsformen, in denen Menschen sich als Bevollmächtigte und Beauftragte und von daher als in der Bindung eminent Freie erfahren. Die arbeitsbezogene strukturelle Grunddynamik besteht folglich nicht darin, aus Angst und Sorge zur Arbeit getrieben zu sein und entsprechend zu arbeiten, sondern umgekehrt aus der Erfahrung der Befreiung des Selbst in Freiheit arbeiten zu können. Dabei ist die christlich- religiöse Kernerfahrung nicht – wie man es in asiatischen Religionen finden mag – die der Leere und des Weltabstandes als solchem, aus der die Fülle erwächst, sondern der Empathie mit allen Kreaturen und insbesondere der Nächsten-, ja der Feindesliebe. Arbeit in

dieser Sichtweise wäre folglich am ehesten als eine Form der sichtbar gemachten Liebe zu verstehen: „Work is love made visible“ (Vergl. Wegner 2011).

Die Befreiung der Arbeit

Mit ihrem Ausgangspunkt bei der religiösen Erfahrung der Fülle als des Jenseits der Arbeit weist protestantisches Arbeitsverständnis ein spezifisches Gefälle auf: Die im Glauben erlebte Teilhabe an Gottes Wirklichkeit fließt in die alltägliche Realität der Arbeit ein. Es geht in ihr darum, dass Menschen sozusagen ihren „Anteil an Gott“ ausleben können. Das Geschehen hat somit eine konsekutive Form: Die Kraft Gottes fließt in die Menschen hinein, die – mit den klassischen Formulierungen Luthers - gleichsam ein „Gefäß“ darstellen, durch das die Liebe Gottes zu den Menschen transportiert wird und in dieser umfassenden Weise zur „Humanisierung“ der menschlichen Verhältnisse beiträgt. Religiös – theologisch kann man folglich sagen: In der Begegnung mit Gottes Wirklichkeit entsteht ein Selbst der Person, das sich in der Arbeit verwirklicht. Seine Identität gewinnt der Mensch außerhalb der Arbeit, ja überhaupt außerhalb seiner selbst, in reiner Passivität. Sie ist Geschenk und Gnade. Die Artikulation und Selbstreflexion dieses Prozesses ist das, was Berufung genannt werden kann. Theologisch wird diese Kernstruktur christlicher Existenz in der sogenannten Rechtfertigungslehre bearbeitet (vergl. z.B. Bayer 1992). Theologisch gedacht, kann Arbeit dann mit einer schönen paradoxen Wendung Eberhard Jüngels als „Kreative Passivität“ (Vergl. Wegner 2006) gedacht werden: In ihr werden die empfangenen Charismen schöpferisch zur eigenen Reproduktion und im Interesse aller entfaltet.

Arbeit hat in dieser Sichtweise unzweifelhaft einen hohen Stellenwert für eine jede christliche Existenz. In ihr verwirklicht sie sich, indem die Person sich mittels ihrer selbst entäußert und zwar in einer Form, die stets den Dritten (den, für den gearbeitet wird, den Auftraggeber oder den „Kunden“) im Blick behält. Sowohl der Sach- als auch der Beziehungsaspekt der Arbeit sind konstitutiv. Damit aber gehört zur Würde eines jeden und einer jeden die Möglichkeit zu einer entsprechend Realisierung seines Selbst zu haben und darin auch anerkannt zu werden. An Arbeit in diesem umfassenden Sinn sollen folglich möglichst alle Menschen beteiligt werden, da sie

sonst ihrer Bestimmung nicht gerecht werden können. Wirtschaft soll „mit allen“ erfolgen, da jeder und jede etwas – sich selbst - beitragen kann. Inklusion steht folglich von vornherein im Zentrum dieses Denkens. Bei aller Notwendigkeit, die konkrete Arbeit sozusagen nach den jeweiligen „komparativen Gnadenvorteilen“ der je Einzelnen zu organisieren und in dieser Hinsicht mit Leistungsgerechtigkeit zu operieren, bleibt die Vorstellung einer „kooperativen Dienstgemeinschaft“ aller in den Unternehmen konkretes Leitbild. Horrende Unterschiede in Arbeitsbedingungen und Bezahlung sind nicht gerechtfertigt. Für eine Volkswirtschaft insgesamt folgt weiter die Reklamation eines Rechtes auf einen auskömmlichen Arbeitsplatz für möglichst jede und jeden. Vor allem aber dürfen Arbeitsformen jenseits der Erwerbsarbeit nicht nur nicht diskriminiert werden: sie müssen ebenso Anerkennung finden.

Zugleich aber wird auch deutlich, dass es nicht die rastlose Arbeit ist, die ein Leben sinnvoll macht. Dieser Gedanke wird immer wieder fälschlich den Protestanten unterstellt. Sie ist – nur – ein Ort, wo der Sinn ausagiert werden soll. Ja mehr noch: Die je konkrete Arbeit ist von Sinnansprüchen prinzipiell entlastet. Ein sinnvolles, gutes Leben kann deswegen auch ohne Arbeit gelingen – und muss es ja auch in vielen Lebensphasen. Dies gilt insbesondere für die moderne Erwerbsarbeit, die viele andere human fundamentale Tätigkeiten, z.B. im Bereich des „Care“, aus dem Blick geraten lässt. Ein Arbeitsmythos ist auf jeden Fall Häresie! Das heute verbreitete Phänomen der Arbeitssucht und auch die Tatsache, dass Arbeitslosigkeit als zutiefst stigmatisierend und krankmachend erlebt wird, stellen Kehrseiten einer unbarmherzigen Totalisierung der Arbeitsfixierung dar, die mit christlichem Geist nichts zu tun haben. Ganz und gar nicht gilt der in Auschwitz ohnehin pervertierte Satz: „Arbeit macht frei!“ Das Gegenteil ist richtig: Arbeit resultiert aus Freiheit – aus der Befreiung von der Sorge um sich selbst. Die Vision ist folglich die einer „befreiten Arbeit“. Sie ist das genaue Gegenteil eines Verfallenseins an Arbeit.

Von „außen“ sieht dieses Geschehen wie das auch sonst anzutreffende Pochen auf das Recht zur Selbstverwirklichung aus. Von „innen“ aber beinhaltet dieses Verständnis eine scharfe Kritik an allen Formen von Selbstverwirklichung, die lediglich auf Selbstermächtigung und Selbstbeauftragung hinauslaufen. Sein geschenktes Selbst zu verwirklichen kann nur mit einer Grundhaltung des

fürsorglichen Arbeitens¹ einhergehen, in der stets der Bezug zu den Mitarbeitenden und zu den „Kunden“ im Blick ist. Diese Art der Selbstverwirklichung ist sozusagen von vornherein auf die oder den anderen ausgerichtet und will mit ihr oder ihm gemeinsam gute Arbeit, Kreativität, Innovation und anderes verwirklichen. Phänomene wie Freundlichkeit, Präsenz, auch Zuverlässigkeit und andere Formen angeblich sekundärer Arbeitstugenden können aus dieser Haltung heraus erwachsen. Und es können sich weitere Bestimmungen der Arbeit hieran anlagern, die mit der Qualität, und auch der Schönheit, von Produkten oder Tätigkeiten zu tun haben. So wie in christlicher Theologie Gott alle Attribute der Schönheit auf sich zieht, sollten auch die Produkte, die hergestellt werden, „schön“ sein. Nur das wäre auch nachhaltig. Die Haltung, mit der sie produziert werden, wäre Formen von Achtsamkeit, Hingabe, Fürsorge und auch der Begeisterung.

Dieses Verständnis befreiten und fürsorglichen Arbeitens leitet über zur Frage nach Möglichkeiten der Subjektwerdung des Menschen. Es erfordert eine spezifische Struktur der Arbeitswelt, in der sich der Mensch als Subjekt seiner Arbeit – zugleich aber in Angewiesenheit auf die je anderen erfahren kann. Diese Erfahrung hat mit der Bejahung der Individualität und Sozialität zugleich - im Sinne von Mitgeschöpflichkeit zu tun. Völlig entfernt davon in ihrer Entfaltung eingeengt zu werden, sind die Menschen befreit, in der Schöpfung so zu leben, wie es der Schöpfung dient. Menschen sind Subjekte ihres Lebens, wenn sie sich „wie Geschöpfe in der Schöpfung Gottes“ verhalten (Vergl. zu dieser Formel: Ulrich 2005). Der arbeitende Mensch wird in dieser Sichtweise stets zugleich als ein Souverän im Arbeitsprozess, ein König oder eine Königin der Verhältnisse - wie immer auch als ein Diener oder eine Dienerin der je anderen konzipiert. Martin Luther hat diese Paradoxie des christlichen Lebens in nach wie vor faszinierender Weise in seiner berühmten Schrift „Über die Freiheit eines Christenmenschen“ mit dem klassischen Sätzen zum Ausdruck gebracht: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ (Luther 2006, vergl. Jüngel 2000)

¹ Die Vorstellung eines „Fürsorglichen Arbeitens“ bzw. das Leitbild eines „Fürsorglichen Arbeitnehmers“ entstammt der Diskussion um die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Pflege. Der Begriff bezeichnet jedoch darüber hinaus sehr gut die Spezifika eines allgemeinen christlichen Arbeitsethos und wird deswegen in diesem Aufsatz entsprechend zur Kennzeichnung einer allgemeinen Arbeitshaltung verwendet.

Berufung und Beruf

Das protestantische Arbeitsethos hat eine bis heute bisweilen immer noch wirkende gesellschaftsprägende Höchstform in der Vorstellung des Berufs gefunden. Es war dies insbesondere die Wittenberger Innovation, die sich dann später – wenn auch nicht spannungslos - mit der Arbeitsaskese der Puritaner verbunden hat. Luther weitete die Beauftragung Gottes in die gesamte Welt der Arbeit aus und nahm Arbeit so umfassend theologisch-religiös in Anspruch „Dass er plötzlich auch dort von „Beruf“ sprach, wo es um schlichte Erwerbsarbeit ging, war keine Reformation mehr – es war Revolution.“ (Dorn/Wagner 2011, S. 34). Während Luther aber selbst noch ein sinnliches Jenseits der Arbeit mit Musik, Wein und Bier schätzte, wurde die Idee richtig wirksam erst später im preußischen Pietismus, als sie mit einer, bisweilen nicht zimperlichen, Erziehung - oder besser Dressur - zur Arbeit verbunden wurde. Das mittelalterliche Erbe zeigte sich auch dann noch darin, dass die Berufung in einen Stand hinein erfolgt, den man prinzipiell nicht verlassen kann. Darüber ist zum Glück die Zeit hinweggegangen.

Berufung kann deswegen heute, so meine These, nur noch auf das je eigene Selbst bezogen werden – nicht mehr auf eine einmal gewählte lebenslange Tätigkeit (Wegner 2010, S. 19ff). Theologisch lässt sich auf dieser Linie formulieren, dass Menschen sozusagen „mit sich selbst von Gott beschenkt sind“ (Eberhard Jüngel), damit transzendent befähigt und bevollmächtigt sind, dieses Geschenk ihres Selbst in die gesellschaftlichen (Arbeits-) Zusammenhänge einzubringen. Die „Schaltstelle“ zwischen Gott und Gesellschaft ist folglich die Person, die in verschiedenen Berufen tätig werden kann (die nicht nur in der heute aktuellen Erwerbsarbeit angesiedelt sein müssen) – aber nicht mehr der Beruf als solcher. Mit dieser Modernisierung des Berufsgedankens gehen veränderte Anforderungen an eine personen- und gabenbezogene Gestaltung der Arbeitswelt einher. War sie früher durch Einordnung der Einzelnen mittels Pflichtbewusstsein und Gehorsam gekennzeichnet, so sollte sie heute um die Individualität und Autonomie der Arbeitenden herum gestaltet sein. Nur so kann sie deren „Berufungen“ produktiv nutzen. Allerdings sollte diese notwendige Umdeutung nicht als Rechtfertigung für faktische Enteignungsprozesse von Beruflichkeit überhaupt genutzt werden. Gerade im sozialen Bereich wie in der Pflege vollziehen sich zur Zeit Prozesse einer fehlgesteuerten Ökonomisierung, die

Menschen dazu bringen kann, ihren aktuellen Job zu hassen – wohingegen sie ihren Beruf eigentlich lieben.

Während man das Berufs-Verständnis früher sehr deutlich im Gegensatz zu den angelsächsischen Vorstellungen des „Jobs“ in Anschlag gebracht hat, haben sich die entsprechenden Unterschiede heute deutlich abgeschliffen. Wenn sich Berufung nun sinnvoll auf die Person bezieht, dann resultieren daraus durchaus neue Anforderungen, die eigene Arbeitskraft - durchaus auch eigenverantwortlich - möglichst gut auszubilden um sie quasi unternehmerisch einsetzen zu können. Das vielzitierte Bild eines „Arbeitskraftunternehmers“ ist zwar ideologisch bedenklich, aber das, was mit ihm gemeint ist, bleibt aktuell. Die Identifikation mit der je konkreten Arbeitstätigkeit - oder mit dem je konkreten Beruf - bleibt in dieser Hinsicht vorläufig. Um es biblisch auszudrücken: Man hat eine Arbeit als hätte man sie nicht. Eine totale Identifikation mit der Arbeit oder gar mit dem eigenen Unternehmen lassen eher auf pathologische Züge (des Einzelnen oder aber auch der entsprechenden Unternehmenskultur schließen). Heimat muss die Arbeitsstätte nicht sein.

Kritik der modernen Erwerbsarbeit

Von diesen Bestimmungen her ergeben sich Kriterien und Maximen für gute Arbeit und für die Gestaltung von Arbeitswelten insgesamt. Zunächst aber wird deutlich, dass es aus christlicher Sicht eine spürbare Distanz zu modernen Formen der mehr oder minder „kapitalistisch“ organisierten Erwerbsarbeit gibt. So hat Dirk Baecker - mit vielen anderen Autoren - Recht mit seiner These, dass Gott sozusagen anders rechnet und es eine Differenz von Religion und Kapitalismus gibt (Baecker 2012). Nur pragmatisch, von seinen faktischen Leistungen, die auch gerade für die „Armen“ abfallen, lässt sich der Kapitalismus christlich-ethisch rechtfertigen. Grundsätzlich stellt er in der Wirkungsgeschichte des Christentums einen Fremdkörper dar, so sehr er auch in seiner Genese christliche Antriebsmomente quasi aufsaugt. Der moderne Wirtschaftsstil hat die Tendenz, die Struktur des Arbeitsantriebs durch Angst bis in höchste Formen zu perfektionieren und daraus gewaltige Gewinne – bei gerechter Verteilung dann oft auch großen Wohlstand - zu schlagen. Der christliche Einwand während der großen Transformation im 18. und 19. Jahrhundert: dass wirklicher

Wohlstand nicht primär aus der egozentrischen Interessenverfolgung erwachse, sondern erst dann entsteht, wenn Menschen sich als einander in reziproker Beziehung zugeordnet erfahren - bleibt aber gerade angesichts der gewaltigen Krisen der letzten Jahre unwiderlegt.

Jahrhundertlang sind die Arbeitenden – vor allem sicherlich in der modernen Industrie – infolge der dominierenden materialistischen Grundhaltungen als Wesen gedacht worden, die man erst durch extrinsische, an ihre egozentrischen Interessen anknüpfenden Anreize dazu bringen müsse, zu arbeiten. Entsprechend ist die Arbeitswelt im Verhältnis zu den eigentlich menschlichen Qualitäten geradezu parasitär gestaltet worden. Tatsächlich aber hat es keinen Betrieb gegeben, der nur auf dieser Basis funktioniert hätte. Immer haben empathische, solidarische und fürsorgliche Haltungen der Beteiligten den „Schmierstoff“ abgegeben, der die Produktion tatsächlich aufrechterhielt. Selbst entwürdigende Fließbandarbeit, an die die Arbeitenden als Teil der Maschine angekettet erschienen, kann nur funktionieren, wenn die Menschen auch diesem Tun sozusagen kontrafaktisch Sinn verliehen (Vergl. dazu grundsätzlich Knapp 1981).

Zudem hat es immer Arbeitshaltungen gegeben, die sich vom männlich-egorationalen Ideal deutlich unterscheiden. Sie sind allerdings schon bald in den familiären und sozialen Arbeitsbereich abgedrängt und zur Domäne der Frauen gemacht worden, wie es bekanntlich nicht nur in Schillers „Glocke“ deutlich wird. Daran waren die christlichen Kirchen nicht unschuldig, weil sie sich schnell darauf konzentrierten die christlichen Werte nur noch in diesem Bereich zu verteidigen und dazu in der Diakonie und der Caritas ihre eigenen Schutzwelten schufen. Damit wurde eine - in der modernen Wirtschaftswelt allerdings zu erwartende - Verkehrung der Werte ratifiziert: Diejenige Arbeit, die sich unmittelbar auf die Reproduktion des Menschlichen vor allem in der Familie richtet, wird bis heute strukturell missachtet, obwohl sie doch erst die Voraussetzung dafür schafft, dass überhaupt so etwas wie Wirtschaft möglich wird.

Der Bereich in dem Menschen sich primär ihrer selbst als Person bewusst werden (also theologisch gesagt: ihrer Berufung inne werden können), weil sie unmittelbare Reziprozität erleben, erscheint parasitär gegenüber „der Wirtschaft“ zu sein, wobei es

doch genau umgekehrt ist. Die (missverständliche) Forderung nach einer „Work-Life-Balance“ ist viel zu harmlos. Eine christliche Arbeits- und Wirtschaftsethik würde mit der Sorgearbeit in den Familien und zivilgesellschaftlichen Gemeinschaften beginnen – und sich dann erst dem „Überbau“ dessen widmen, was heute als Wirtschaft erscheint. Befreite Arbeit wird von fürsorglichen Arbeitnehmern ausgeführt.

Aktuelle Entwicklungen in der Arbeitswelt

Zu der klassischen Form tayloristisch-fordistischer Arbeitsorganisation, in denen in einer bürokratisch-technischen Weise der Mensch zum Anhängsel der Maschine geworden ist, ist oben bereits Grundsätzliches gesagt worden. Bei allem, was man dennoch Positives zu dieser Arbeitsform sagen kann: In ihr kommt es zu einer unzulässigen Verkehrung und einseitigen Vernutzung des Menschlichen, die dem Sich-Selbst-Einbringen des Einzelnen in die Arbeitswelt nicht gerecht werden kann. Der Taylorismus ist deswegen auch von nicht wenigen als eine Art Bündnis mit dem Teufel beschrieben worden. Er hat zwar zu materiellen Wohlstand und erheblichen Fortschritten geführt; die Menschen selbst drohen aber in dieser Arbeitsorganisation zu verkümmern und körperlich und seelisch zu leiden. Lediglich durch Formen des aktiven und passiven Widerstandes können sie dann noch ihre Lebendigkeit zum Ausdruck bringen. In der Arbeitsorganisation selbst jedoch hat sie nichts zu suchen (Vergl. theologisch: Ulrich 1982; Gremmels/Segbers 1981; Sölle 1985, Brakelmann 1988; Wegner 2001).

Kritisch muss man aus protestantischer Sicht aber auch sagen, dass in den Formen der tayloristisch-fordistischen Verstümmelung des Menschen auch ein Teil der Wirkungsgeschichte protestantischer Arbeitsaskese zu finden sein wird. Die religiös gegründeten Impulse zu einem asketischen Sich-Ausliefern an den Gegenstand der Arbeit, der Verzicht auf jede Form von Ablenkung und der extremen Konzentration von Aufmerksamkeit - einst übernommen aus klösterlichen Meditationstechniken und Verhaltensweisen – schlagen sich säkular in der Auslieferung des Menschen an die Maschine nieder. Gab es hier ursprünglich noch einen religiösen Sinn im Tun selbst, so kann er nun nur noch von außen – durch die Steigerung des Konsums – kommen. Die Arbeit selbst wird sinnlos und soll es auch sein. Auch die mit dem Taylorismus einhergehenden Menschenbilder, die den Menschen im Wesentlichen als faul und

lediglich extrinsisch zu motivieren darstellen, haben in protestantischen Diskursen viele Anhaltspunkte gehabt. An der epochalen Erziehung der Menschen zur modernen Arbeit hat der Protestantismus jedenfalls im Guten wie im Bösen gehörigen Anteil gehabt.

Die Tayloristische Arbeitsorganisation geriet in den späten sechziger Jahren unter heftige Kritik. Die dann einsetzenden Diskussionen um Formen ihrer Humanisierung transportierten vieles, was auch den hier entwickelten Maximen einer menschengerechten Arbeitsgestaltung entspricht. Es waren insbesondere Theologen um Günter Brakelmann (Brakelmann 1988) die diese Entwicklung produktiv begleiteten, wenngleich sie auch vor überzogenen Erwartungen – insbesondere der Selbstverwirklichung - warnten. Einen sehr begrüßenswerten Höhepunkt fanden diese Bestrebungen mit der Einführung von sich selbst organisierenden Gruppen in der Arbeitswelt Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre. Hier war eine Form von Arbeit erreicht, in der die Arbeitenden große Teile des Arbeitsprozesses selbst gestalten konnten und sich auf diese Weise ehemals ihnen entzogene Fähigkeiten wieder aneignen konnten, so z. B. auch die Frage der Verständigung über ethische Regeln der Selbststeuerung der Gruppe (Senghaas-Knobloch 1996). Heute sieht es in der Automobilindustrie so aus, dass der konkrete Arbeitsvollzug wieder sehr viel monotoner und tayloristischer geworden ist – aber die genaue Umsetzung dieser Arbeitsformen in Gruppen beschlossen wird, was denn doch paradox anmutet.

Dier hier aufscheinende höchst ambivalente Situation bestimmt die heutigen Arbeitswelten. Den Arbeitenden werden in Reaktion auf deren eigene Wünsche weitaus mehr Freiheiten zugestanden und Räume der Selbstorganisation überlassen, als dies früher der Fall war. Die Stärkung von Bottom – up gegenüber Top-down Beziehungen, die Förderung von Netzwerken mit der Ausbildung von Heterarchien gegenüber Hierarchien, die große Bedeutung, die heute kommunikative Aushandlungsprozesse gegenüber Anweisungen haben – all dies stärkt die Erfahrung von Freiheit und Autonomie und ermöglicht positive, nicht entfremdete Arbeitserfahrung ganz im Sinne der oben entwickelten Kriterien guter Arbeit. Die Einführung solcher Formen geschah in den Unternehmen vor allen Dingen aus der Einsicht, dass es den Individualisierungstendenzen der Gesellschaft sehr viel besser entspricht, von Kommando- und Befehlsstrukturen abzusehen und auf

Selbstorganisationsformen zu setzen. Diese Formen von Arbeit sind grundsätzlich als ein Fortschritt zu werten, weil in ihnen Formen der Befriedigung und der Freiheit besser erlebt werden, als dies vorher der Fall war. Die Arbeitswelt wird zivilisierter. Rumbrüllende Chefs sind megaout.

Dennoch bleibt die Situation asymmetrisch. Selbstständigkeit und Autonomie der Arbeitenden sind nun potentiell zu Ressourcen des Managements geworden. Mit ihrer Nutzung lassen sich Qualitätsgewinne machen und Volatilitäten in den Produktionsabläufen abfangen. Das, was vorher widerständig zum Tragen kam, ist nun vereinnahmt. „Du kannst alles machen, was Du willst, aber sei profitabel!“ lautet das Credo. Die Einsicht in die eigene Abhängigkeit wird nun zur Zustimmung umformatiert. Das „Müssen“ soll sich nun als ein „Wollen“ darstellen. Aus mehr Freiheit erwächst mehr Druck. Daran scheitern nicht wenige der Arbeitenden.

Es stellt sich nun die Frage nach der Befähigung der je Einzelnen aber auch der entstehenden Gruppen und Netzwerke zum Umgang mit der neuen Freiheit. Auf der Tagesordnung steht die Frage nach der Steuerung seiner selbst, des sich eigenen Setzens von Grenzen innerhalb überlegener Anreiz- und Herrschaftsstrukturen. Diese Frage will jeweils von den Einzelnen – aber sie muss weitaus mehr als bisher auch durch verbindliche kollektive Regelungen beantwortet werden. So braucht es vor allem die rechtlich und kulturell zugestandene Möglichkeit, sich gegenüber bestimmten Anforderungen verweigern zu können, ohne dadurch Nachteile zu erleiden. Erst dann ließe sich wirklich von einem Freiheitsgewinn auf der Arbeit reden. Ein Zurück zum alten System kann es allerdings sinnvollerweise nicht geben. Dann würde die Freiheit aus Angst vor ihr sterben.

Was das Schicksal des protestantischen Arbeitsethos anbetrifft, so scheint mir angesichts dieser ambivalenten Freisetzung von Freiheit in den Unternehmen das, was mit der Frage nach der Berufung des Einzelnen gemeint ist, wieder aktueller als früher zu werden. Die Menschen sind stärker auf sich selbst zurückgeworfen und sie müssen ihre Freiheit personal bewältigen. Niemand teilt sozusagen mehr die Arbeit ein. Fragen danach, wer ich bin, was ich kann, welchen Platz ich in der Welt einnehme, und wie ich wissen kann, was ich wirklich will, stellen sich mit neuer Dringlichkeit und Faszination. Sie werden überall bearbeitet. Aber sie drängen immer

stärker auch in die Arbeitswelten hinein. Wie balanciere ich die notwendige Identifikation mit dem Unternehmen mit der ebenso notwendigen Distanz zu ihm?

Ob eine religiöse Deutung dieser Zusammenhänge wieder plausibler wird, muss sich zeigen. Sehr wahrscheinlich ist es nicht. Aber religiöse Begründungen von Arbeitshaltungen könnten gerade heute für moderne Arbeitnehmer durchaus Ressourcen bieten, um sich selbst zu bestimmen und befriedigende Arbeit in weiter flexibleren Kontexten zu leisten. Sie müssen keine – das hoffe ich gezeigt zu haben – ideologischen Überzuckerungen oder gar Vertröstungen sein, sondern stellen wertvolle Persönlichkeitsressourcen dar, mit hohem Kreativitäts- aber auch Resilienzanteilen.

Literatur:

Knapp, Gudrun- Axeli: Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vor-Urteils Bonn 1981

Baecker, Dirk: Gott rechnet anders: Zur Differenz von Religion und Kapitalismus. In: Georg Pfeleiderer und Alexander Heit (Hg.): Sphärendynamik II. Religion in postsäkularen Gesellschaften. Zürich und Baden – Baden 2012, S. 305 – 332

Bayer, Oswald: Rechtfertigung. Grund und Grenze der Theologie. In: Ders. Leibliches Wort. Reformation und Neuzeit im Konflikt. Tübingen 1992, S. 19 - 34

Bellah, Robert N.: Religion in human Evolution. From the Paleolithic to the Axial Age. Cambridge, USA und London 2011

Brakelmann, Günter: Zur Arbeit geboren? Beiträge zu einer christlichen Arbeitsethik. Bochum 1988

Csikszentmihalyi, Mihaly: Flow- der Weg zum Glück. Freiburg 2010

Ders.: Das Flow Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile im Tun aufgehen. Stuttgart 2000, 8. Aufl.

Dorn, Thea / Wagner, Richard: Arbeitswut. In: Dies. Die deutsche Seele. München 2011, 3. Aufl., S. 32 - 48

EKD: Arbeit, Leben und Gesundheit. Perspektiven, Forderungen und Empfehlungen zum Gesundheitsschutz am Arbeitsplatz. Eine Studie der Kammer der EKD für soziale Ordnung. Gütersloh 1990

Gremmels, Christian / Segbers, Franz (Hg.): Am Ort der Arbeit. Berichte und Interpretationen. München und Mainz 1981

Jahrbuch Sozialer Protestantismus, Band 5: Arbeitswelten. Herausgegeben von Heinrich Bedford-Strohm, Traugott Jähnichen, Hans- Richard Reuter, Sigrid Reihls und Gerhard Wegner. Gütersloh 2011

Joas, Hans: Die Entstehung der Werte. Frankfurt a. M. 1999

Joas, Hans: Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz. Freiburg 2007 2. Aufl.

Jüngel, Eberhard: Zur Freiheit eines Christenmenschen. Eine Erinnerung an Luthers Schrift (ursprünglich 1978). In: Ders., Indikative der Gnade – Imperative der Freiheit. Theologische Erörterungen IV, Tübingen 2000, S. 84 - 160

Luther, Martin: Von der Freiheit eines Christenmenschen. Gütersloh 2006 (ursprünglich 1520)

Meireis, Torsten: Tätigkeit und Erfüllung. Protestantische Ethik im Umbruch der Arbeitsgesellschaft. Tübingen 2008

Meireis, Torsten: Arbeit als Beruf – eine protestantische Perspektive. In: Jahrbuch Sozialer Protestantismus, Band 5, 2011, S. 15 – 41

Pawlas, Andreas: Die lutherische Berufs- und Wirtschaftsethik. Eine Einführung. Neukirchen-Vluyn 2000

Schmidt, Gert: Soziologie der Arbeit. In: Soziologische Revue, 34. Jg. 2011, S. 411 - 432

Senghaas-Knobloch, Eva / Nagler, Brigitte / Dohms, Annette: Zukunft der industriellen Arbeitskultur. Persönliche Sinnansprüche und Gruppenarbeit. Münster 1996

Sennett, Richard: Handwerk. Berlin 2007

Sölle, Dorothee: Leben und Arbeiten. Eine Theologie der Schöpfung. Stuttgart 1985

Ulrich, Hans Günter: Wie Geschöpfe leben. Konturen evangelischer Ethik. Berlin 2005

Ulrich, Thomas: Leben im Akkord. Eine christliche Deutung des Arbeiter-Alltags. München und Mainz 1982

Wegner, Gerhard: Arbeitskultur und christlicher Glaube. Vom Taylorismus zur Gruppenarbeit. In: Ders., Freiheit. Kreativität, Gemeinschaft. Schöpferische Ordnungen in Arbeitswelt, Technik und Religion. Münster 2001, S. 85 - 116

Wegner, Gerhard: Kreative Passivität. Spiritualität und moderne Arbeit. In: Ders. „Outsourcen Sie nicht Ihre Seele!“ Spiritualität, Wirtschaft und Arbeit. Berlin 2006, S. 5 – 106

Wegner, Gerhard: Teilhabe fördern – christliche Impulse für eine gerechte Gesellschaft. Stuttgart 2010.

Wegner, Gerhard: „Work is love made visible“ Theologische Anmerkungen zur grassierenden Arbeitslust. In: Jahrbuch Sozialer Protestantismus Band 5, Gütersloh 2011, S. 248 – 253

Wendland, Hans-Dietrich: Einführung in die Sozialethik. Berlin / New York / 1971 2. Aufl.